

**Laudatio zur Verleihung des Friedrich-Hölderlin-Preises 2008 der Stadt
Bad Homburg v. d. Höhe an Ror Wolf, 7. Juni 2008**

Von Manfred Papst

Lieber Herr Wolf,
verehrte Frau Oberbürgermeisterin,
werter Herr Hieber, geschätzte Jury,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

mein erstes grosses Fussballturnier war die Weltmeisterschaft 1966 in England. Ich war zehn Jahre alt, musste nach einer Operation lange liegen und hatte Zeit, die Spiele am Radio zu verfolgen und über sie in einem Notizheft Buch zu führen. Naturgemäss schied die Schweiz schon in der Vorrunde aus. Sie unterlag in der Gruppe B zunächst der Bundesrepublik Deutschland mit 0:5, sodann Spanien mit 1:2 und schliesslich Argentinien mit 0:2. Dennoch nahm die Weltpresse wohlwollend Notiz von dem kleinen Gastland: Karl Elsener, der Schweizer Torhüter, eilte einem gegnerischen Spieler, der sich unter Krämpfen an der Seitenlinie wand, zu Hilfe und streckte ihm das schmerzende Bein durch. Damals lernte ich, dass die Schweizer vielleicht nicht die besten Fussballspieler

der Welt, dafür aber stets zur Stelle sind, wenn es um gute Dienste geht.

Schliesslich haben sie auch das Rote Kreuz erfunden.

Was aber tut ein Zehnjähriger, dessen Mannschaft nach drei Spielen schon wieder heimreisen muss? Er sucht sich selbstverständlich eine neue Nation zum Mitfiebern. Mein Herz schlug nun für das deutsche Team, und Namen wie Uwe Seeler, Wolfgang Overath, Karl Heinz Schnellinger, Helmut Haller, Jürgen Grabowski, Lothar Emmerich, Siegfried Held und Franz Beckenbauer wurden für mich zur reinen Poesie. Allerdings zerschellten im Finalspiel England – Deutschland mit dem berühmten Wembley-Tor in der 101. Minute dann alle meine Hoffnungen. Gegeben wurde dieses ominöse 3:2 ausgerechnet von einem Schweizer Schiedsrichter namens Gottfried Dienst, und schon wieder lernte ich etwas: Mit den guten Diensten der Schweiz ist es so eine Sache.

Ich erzähle Ihnen diese kleine Geschichte aus zwei Gründen: Zum einen begegnete ich Jahre später in Ror Wolfs Fussballbüchern und -Hörspielen den erwähnten Spielernamen wieder, und sie kamen mir vor wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Damit war zu dem Autor, den wir heute feiern, eine Verbindung hergestellt, die über alles Rationale hinausging. Schon bei meiner ersten Wolf-Lektüre ging es also um ein unverhofftes Wiedersehen, und dieses Erlebnis gemahnt mich wiederum an Ror Wolfs eigene frühe Lektüren. Lange bevor er sich der europäischen Avantgarde ausgesetzt sah, las er, ein in entscheidender

Zeit alleingelassener Junge, in der gut bestückten Bibliothek seines abwesenden Vaters Wilhelm Busch und Jules Verne. Es ist mit Händen zu greifen, dass dies ihn ein Leben lang geprägt hat.

Zum andern aber gibt es natürlich auch einen aktuellen Grund für meine kleine Fussball-Reminiszenz. Just während wir hier feiern, beginnt in Basel das Eröffnungsspiel der diesjährigen Fussball-Europameisterschaft zwischen der Schweiz und Tschechien. Nun hat Ror Wolf nicht nur einige Jahre seines Lebens in Basel zugebracht - und zwar nicht irgendwelche Jahre, sondern jene von 1966 bis 1968 -; nein, er hat auch einmal – und zwar nicht irgendwo, sondern in dem programmatischen Text „Meine Voraussetzungen“ aus dem Jahr 1966, um das wir heute offensichtlich nicht herumkommen - folgendes geschrieben: *Von mir aus kann [...] die Kunst für Feierstunden gänzlich verdampfen. Ich gehe zum Fussball, nicht in die Oper; Coltrane ist mir lieber als Karajan; Karl Valentin lieber als stefan george (sic.).* Wir haben also ausserordentliches Glück, meine Damen und Herren, dass Ror Wolf heute unter uns weilt und nicht ins Stadion St. Jakob in Basel enteilt ist. Was dieses betrifft, so rechne ich übrigens in vorseilender Verzagttheit mit einer Niederlage der Schweizer – nicht zuletzt deshalb, weil unser derzeitiger Nationaltrainer Köbi Kuhn im besagten Jahr 1966 zwar als Spieler aufgeboten war, aber wegen ausgiebiger Zecherei mit verdächtigen Damen vom Trainer schon vor der ersten Partie vom Spielerblatt gestrichen wurde. Das lässt für heute nur Böses ahnen.

Aber nicht alle sehen so schwarz wie ich. Jochen Hieber als Vorsitzender der Hölderlin-Preis-Jury tippt für das Eröffnungsspiel grossmütig auf ein Unentschieden.

Wie finde ich nun aus der Tiefe des Raumes, aus der allenfalls ein Günter Netzer kommt, zurück zu den Gipfeln und Firnen, auf denen sich hehre Figuren wie ein Raoul Tranchirer oder gar ein Hans Waldmann tummeln? Lassen Sie es mich versuchen, indem ich auf dem Weg zu Ror Wolfs Prosa, Lyrik und Collagen noch ein paar Worte über seine Fussball-spezifischen Arbeiten verliere.

Fussball, so lautet die gängige Meinung, muss man spielen oder auf dem Platz erleben. Erzählte Fussballspiele sind wie gemalte Bratwürste. Es gibt zwar von Handke bis Hornby eine Reihe von Büchern, die ganz oder teilweise im Fussballer-Milieu angesiedelt sind oder im Fussballspiel eine Metapher für den Lebenskampf sehen. Aber es gibt meines Wissens kein Buch, das im Massstab 1:1 den Verlauf eines ganzen Spiels schilderte. Zwar hat Alfred Behrens 1974 in seinem Buch «Die Fernsehliga» das Modell einer Fussball-Meisterschaft skizziert, die wie eine Sitcom funktioniert. Nichts bleibt dem Zufall überlassen: Dramaturgen entwerfen die Partien, die Spieler agieren streng nach Drehbuch. So ist für Spannung während des einzelnen Spiels und über die Saison hinweg gesorgt, belanglose 0:0-Begegnungen gibt es nicht mehr. Doch natürlich bewies

dieser satirische Text genau das Gegenteil dessen, was er zu behaupten vorgab:

Die wilde Welt des Fussballs ist durch keine Fiktion zu toppen. Das

Unberechenbare ist das Entscheidende. Im Fussball wie überall in der Welt gilt:

Nur Fakten dürfen unglaublich sein.

Gibt es also gar keine Möglichkeit, die Zufalls-Dramatik des Fussballspiels

künstlerisch zu gestalten, seine Dynamik, Komplexität und Variabilität zu

erfassen, das Fieber auf dem Rasen und auf den Rängen wiederzugeben? –

Doch, es gibt sie, und zwar in den Fussball-Hörspielen Ror Wolfs. Diese

Arbeiten, die in den Jahrzehnten seit ihrer Entstehung keinerlei Staub angesetzt

haben, sind zur Hauptsache Collagen.

Ihr Autor, als ehemaliger Redakteur des Hessischen Rundfunks mit dem

neuesten Stand der damaligen Technik vertraut, hat sie in vordigitaler Zeit und

entsprechend mühsam aus unzähligen O-Ton-Schnipseln zusammengesetzt: Aus

Radio- und Fernsehcommentaren, Interviews mit Spielern und Trainern, mit

Schiedsrichtern und Zuschauern. Er war mit Tonband und Mikrofon auf

Tribünen und in Stehplatz-Kurven unterwegs, im Bus des Fanklubs, in

Stammkneipen und auf Übungsplätzen, wo er die kickende Jugend und die

allwissenden Rentner traf. Seine Funde, manche in Fernsehdeutsch, manche in

hessischem Singsang, hat er in winzige Sequenzen zerlegt und zu wundersamen

Fussball-Sinfonien montiert, die durch Balladen und Stenzen des Autors ergänzt

werden. Es sei *ein gewisses Mass an Verrücktheit und Besessenheit* nötig gewesen, hat Ror Wolf im Rückblick gesagt, *um sich mit diesem Gesellschafts-Spiel einzulassen, mit seiner Komik und seiner Trauer, seiner aufplatzenden Riesenlust und dem grossen Jammer, der selbst noch die Sesselmenschen vor ihren Fernsehgeräten packt und ins tiefste Elend stürzt.*

Bei Ror Wolf wird das Fussballspiel zum Sprachkunstwerk. Aus dem Unsinn, den der Fan in seinem Furor oder der Reporter in seinem *horror vacui* von sich geben, wird reiner Klang – nicht nur, wenn der unvergessliche österreichische Kommentator Eddie Finger die Sternstunde von Cordoba singend, jauchzend und nach Luft schnappend begleitet. Das eigentliche Geheimnis von Ror Wolfs komischer Kunst aber ist wohl, dass der Autor seine Protagonisten und Lieferanten liebt. Er will nach eigenem Bekunden nichts «entlarven». Auf der Rückseite der Originalbänder findet sich gemäss Jürgen Roth, der die Hörspiele vor zwei Jahren neu ediert hat, jeweils folgende Notiz: *Die Welt ist zwar kein Fussball, aber im Fussball, das weiss man, findet sich eine ganze Menge Welt. [. . .] Komik ist durchaus beabsichtigt, aber nicht auf Kosten der Beteiligten, sondern mit ihrer Hilfe.*

Damit sind wir unversehens mitten in der poetischen Welt Ror Wolfs. Sie nährt sich aus ganz verschiedenen Einflüssen und ist doch unverwechselbar. Oft wurde geltend gemacht, der Prosaist Wolf, der 1964 mit dem Roman

„Fortsetzung des Berichts“ die literarische Bühne betrat und drei Jahre später mit dem als „Abenteuerserie“ bezeichneten Buch „Pilzer und Pelzer“ ein zweites exemplarisches Werk vorlegte, in welchem die Eigenmächtigkeit der Sprache das eigentliche Thema war, komme vom Nouveau Roman Claude Simons, Alain Robbe-Grillet und Nathalie Sarrautes her. Ich will diese Einflüsse nicht bestreiten, doch weit wichtiger für Ror Wolfs Situierung in der literarischen Tradition scheinen mir Robert Walser, Franz Kafka und Samuel Beckett zu sein. Wie diese drei Solitäre der Moderne verzichtet Wolf auf jede Psychologisierung und rechnet nicht auf unser Einverständnis. Er konfrontiert uns mit einer Realität, in der alles konkret ist und doch nichts erklärlich. Mit Kafka wie mit Beckett, dessen „Warten auf Godot“ er stets mit Laurel und Hardy assoziiert hat, verbindet ihn nicht zuletzt der abgründige Humor. In der Tat wollte Ror Wolf Ende der fünfziger Jahre eine Dissertation über den Humor bei Kafka schreiben, doch stiess er mit diesem Vorschlag auf blankes Unverständnis. Damals wusste man an deutschen Universitäten offenbar noch nicht, dass Kafka sich ausschüttete vor Lachen, wenn er seine Texte Max Brod vorlas.

In ihrer Drastik, auch in ihrer Willkür erinnert Wolfs Welt an Träume – aber nicht an solche, die sich dechiffrieren liessen, vielmehr an solche, die uns unerklärlich bleiben und uns gerade deshalb nicht loslassen. In dieser Welt gibt es nichts Selbstverständliches, und es gibt auch keine konventionelle Dramaturgie. Figuren tauchen unvermittelt auf und verschwinden ebenso

unvermittelt wieder. Oft häufen sich Abenteuer, Gewalttaten, Mord und Totschlag, dann wieder droht der völlige Stillstand. In ihrer stilisierten Gestik erinnern Wolfs Texte oft an den frühen Stummfilm. Es gibt in ihnen weder Vergangenheit noch Zukunft. Alles ist magische Gegenwart. Wo ein Ich-Erzähler auftaucht, da ist er jemand ohne Kontur und Geschichte; einer, der der Erinnerung misstraut und sich mit wohlgesetzten Worten seinen Weg durchs Chaos bahnt. Einen äusseren, in einem Klappentext fassbaren Plot sucht man meist vergebens, doch im Inneren der Sätze quibbelt und wibbelt es. Gleichwohl entsteht nicht der Eindruck der Beliebigkeit. Denn Wolf ist ein ungemein penibler Artist. Einer, der nicht nur genau beobachtet, sondern der seine Wahrnehmungen greifbar hält und auch über Jahrzehnte hinweg an ihren exakten poetischen Ort setzt.

Anlass für Ror Wolfs Schreiben sind nach seinem eigenen Bekunden *kleinste Stoff- und Sprachartikel [...], Satzstümpfe und Wortbrocken, Fetzen aus Prospekten, Journalen, Katalogen; Textstücke aus Kolportageheften und Groschenblättern; Gebrauchsanweisungen auf Suppenbeuteln, Schlagzeilen, Werbesprüche. Es ist der ganze Wortschwall der Gesellschaft, die vor meinen Augen mit verteilten Rollen auftritt; Fachjargon und Tonfall der Bürokratie, Müll der Redensarten und das flaue Gemurmel der Politik. Es ist das, was ich täglich aufschnappe, was ich finde, was über mich herfällt; das, was ich an Erinnerungen mitschleppe, was sich in meinem Bewusstsein reibt: Erfahrungen,*

Reflexionen, Traumreste, Phantasmagorien. Alles wird nach seinem Gebrauchswert abgeklopft, gebündelt, gespeichert; auch und gerade das, was früher unter den Tisch fiel: das Unnütze, Wertlose, Banale.

Ein solches literarisches Programm verheisst freilich weder raunende Botschaften noch Ideologien, denen man zunicken könnte; weder dampfende Bedeutungen noch echte Anliegen; auch keine Moral. Was aber bietet sie dafür? Ror Wolf weiss es: *Spiel, Heckmeck, Hokuspokus, Burleske, Wortakrobatik, Spass, der freilich an jeder Stelle umschlagen kann in Entsetzen. Das soll weder in den Klappkasten der schöngestigen noch der engagierten Literatur passen.*

Wie ist das möglich? Ich möchte es so sagen: Auf unerhörte, der unbewegten Miene Buster Keatons entsprechende Weise lösen Ror Wolfs Texte das ein, was Brigitte Kronauer einmal als Hauptmotive des Schreibens genannt hat: Literatur rettet die Dinge aus der vergehenden Zeit. Sie geht gegen die Übermacht der Wirklichkeit, in die wir geboren werden, an. Sie ordnet das Chaos, das uns umgibt, und stellt ihm eine Ordnung entgegen. Sie zeigt die Dinge einzeln und deutlich, und sie macht noch nicht Gesagtes greifbar.

Das alles tun Ror Wolfs Bücher, und sie tun es nicht zuletzt deshalb, weil sie ihre Poetik implizit mitliefern. Sie lassen uns darüber im klaren, dass sie aus Sprache verfertigt sind, und zwar aus einer Sprache von einer ganz eigenen

Materialität. Sie heben die Problematik des Subjektiven auf. Sie anonymisieren und multiplizieren, wie Heissenbüttel gezeigt hat, in einer Gegenbewegung zu Becketts Reduktionismus das Individuum. Dennoch sind sie, wenn Sie mir den saloppen Begriff gestatten, niemals Literatur-Literatur. Sie spielen nicht Verstecken mit gelehrten Anspielungen. Sie sind nicht absichtsvoll enigmatisch. Daran, dass das Leben selbst nun einmal kompliziert ist, lassen sie freilich keinen Zweifel.

Ror Wolf, der eminente Jazz-Kenner, der mit dem Cool Jazz gross wurde und sich von dort aus zu den Pionieren der zwanziger Jahre zurückarbeitete, etwa zum früh verstorbenen Trompeter Bix Beiderbecke, dem er ein hinreissendes Hörspiel gewidmet hat, ist immer das gewesen, was man einen „Musician’s Musician“ nennt: Die Meute der Bestseller-Futterer hat er zwar nicht erobert, aber an Zuspruch aus berufenem Munde hat es ihm nie gefehlt. Neben Brigitte Kronauer, die ihm mehrere luzide Essays gewidmet hat, haben auch Kollegen wie Helmut Heisenbüttel und Eckhard Henscheid, Hermann Peter Piwitt, Ludwig Harig und Lothar Baier, Gert Jonke und Robert Gernhardt voller Bewunderung über ihn geschrieben. In ihren Würdigungen wird klar, dass Ror Wolfs Texte uns deshalb so bewegen, weil sie das Gewohnte ungewohnt, das Ungewohnte aber vorstellbar machen.

Im Sommer 2007 hatte ich das Glück, unseren Autor für ein Porträt besuchen zu dürfen. Ror Wolf und seine Frau Erika wohnen seit 17 Jahren an der Kupferbergterrasse in Mainz, von der aus man über die ganze Stadt und weiter in die Rheinebene blickt. Die zweistöckige Wohnung dient gleichzeitig als Atelier. Dass Ror Wolf hier schon so lange wohnt, ist deshalb erwähnenswert, weil er zuvor nicht weniger als 34-mal umgezogen ist. Er hat in Berlin und Stuttgart gehaust, in Hamburg und Frankfurt, in St. Gallen, Basel, Wiesbaden und wo noch überall, oft in Untermiete, und er hat lange aus dem Koffer gelebt. Gerade deshalb schätzt er es, nun Platz zu haben. Denn seinem Vagantentum zum Trotz war er schon immer ein Sammler. *Ich bin im Grunde ein Pedant*, sagt er denn auch. *Im Leben hat mir das nicht geholfen. Aber bei der Arbeit schon.*

Ich gestehe Ihnen unumwunden, dass ich in meinem Journalistenleben noch nie eine so penibel aufgeräumte Künstlerwohnung gesehen habe wie diejenige von Ror und Erika Wolf. Nirgendwo liegt ein Stäubchen. Die Bücher stehen an den Wänden wie Paradesoldaten. Auf dem mit Computer und Flachbildschirm bestückten Schreibtisch ist kein Blatt Papier zu sehen. Säuberlich beschriftete Ordner enthalten die noch nicht abgeschlossenen Arbeiten, in hohen Schubladenschränken finden sich, nach Themen geordnet, die rund viertausend Bildcollagen, die Ror Wolf seit den fünfziger Jahren angefertigt hat. Auch das noch nicht verwendete, mit einer winzigen Nagelschere aus alten Lexika, Zeitschriften und Katalogen ausgeschnittene Material ist akribisch geordnet.

Aufschriften wie «Tiere», «Frauen», «Technische Geräte», liest man auf den Mappen.

Das Ausgangsmaterial ist so streng, kalt und klar wie die Collagen selbst. Doch diese führen, indem sie disparate Bildelemente mit Witz und Ironie kombinieren, den Klassifizierungseifer der Gründerzeit ad absurdum: Unter der scheinbaren Ordnung wogt das Chaos, in gepflegtem Ambiente begegnen Herren in Frack und Hut zum Beispiel riesenhaften Insekten, stark dekolletierte Damen greifen sich angesichts von untergehenden Schiffen theatralisch an die Stirn, urzeitliches Getier macht sich im viktorianischen Salon zu schaffen, ein nackter Jüngling liegt tot auf dem Teppich, Lüster, Spiegel, riesenhafte Vasen scheinen jeden Augenblick auf uns zu stürzen. Wir alle kennen diese surrealistischen, in der Tradition von Max Ernst stehenden Collagen aus verschiedenen Büchern Ror Wolfs, namentlich aus Raoul Tranchirers grossem Ratschläger für alle Fälle der Welt. Es sind Bilder von einer gespenstischen Heiterkeit. Sie ergänzen die Texte des Autors aufs trefflichste und sind doch etwas ganz anderes als diese. Beim Collagieren, so scheint es, erholt sich der Autor vom Schreiben, und Ror Wolf bestätigt diese Annahme: *Schreiben ist Unruhe, ist Beschäftigung mit den unendlich vielen Möglichkeiten der Worte. Bei einer Collage kann man spielen, ein paar Elemente auf den Karton legen, alles zwei Tage liegen lassen und dann sagen: Dieses Teilchen muss fünf*

Zentimeter nach links verschoben werden. Dann kommt vielleicht noch jene Figur und jenes Tier hinzu. Es ist aber nichts Ernstes.

Streng gefügt und zugleich ein reines Lesevergnügen sind Ror Wolfs pseudolexikalische Arbeiten. Sie ahmen den objektbesessenen Nominalstil von Enzyklopädien wie dem Grossen Meyer unübertrefflich nach und parodieren ihn zugleich. Damit aber gestalten sie nicht weniger als das prekäre Verhältnis von Welt und Sprache. In diesem Inventar der Belle Epoque schillert alles: Wir wissen nie genau, wo der akribische Positivismus ins Anarchische umschlägt. Ein Vergnügen für sich sind dabei die Namen der Forscher, die Ror Wolf als Gewährsleute wie als Widersacher anführt. Ich erwähne nur die Herren Ferstl, Brungs, Schemm, Lapp, Scheizhofer und Klomm. *Eine Rede ist, nach Lemm, eine Folge von Sprachgeräuschen*: So einen Satz werden Sie nirgends als bei Ror Wolf finden. Das gilt übrigens auch für alle seine Geschichtenanfänge, von denen ich Ihnen nur einen zitiere: *Um meinem Leben eine neue Wendung zu geben, beschloss ich eines Tages, einen kleinen Spaziergang zu machen.*

Ror Wolf war immer ein unzeitgemässer Autor. Als er in den fünfziger Jahren Gedichte zu schreiben begann, waren Reim und Metrum völlig aus der Mode. Es kümmerte ihn nicht. Schon in seinen ersten Moritaten, die er unter dem Pseudonym Raoul Tranchirer in der Studentenzeitung «Diskus» veröffentlichte, fand er zu seinem unverwechselbaren Ton, den ich Ihnen mit dem Zweizeiler

Der Chinese zupft an seinen Haaren / und ist nach Aschaffenburg gefahren in Erinnerung rufe. Ror Wolf schrieb artistische Texte, in denen sich Elemente verschmockter Unterhaltungsliteratur zu melodiosen Wortkaskaden ballten, als die 68er den Tod der Literatur verkündeten, und er legte Wissens-Inventare von kühler Komik an, als die gleichen 68er die Neue Innerlichkeit ausriefen.

Dass er seinen Weg so unabhängig ging, bringt Ror Wolf mit einem entscheidenden Jahr, das er als Halbwüchsiger durchlebte, in Zusammenhang: *Meine Eltern hatten ein Schuhgeschäft*, erzählte er mir damals bei meinem Besuch. *Nach dem Krieg wurde die Familie in der damaligen sowjetischen Besatzungszone enteignet. Meine Mutter sass im Zuge dieses Prozesses ein Jahr im Gefängnis, mein Vater war in Kriegsgefangenschaft, ich war mit 14, 15 Jahren ganz allein zu Hause. Ein merkwürdiger Zustand, von dem ich bis heute meine, dass er nicht nutzlos war. Ich habe da eine Unabhängigkeit erworben, die mir später geholfen hat, die DDR zu verlassen.* Nach dem Abitur versuchte Wolf vergeblich, einen Studienplatz für Literatur und Philosophie zu erhalten, und arbeitete zwei Jahre lang auf dem Bau. 1953, nach einer weiteren Ablehnung, ging er in den Westen. Damit begann ein unstetes Leben. Wolf hielt sich mit allen möglichen Hilfsarbeiten über Wasser und studierte in Frankfurt bei Walter Höllerer und Theodor W. Adorno. Zweieinhalb Jahre arbeitete er als Literaturredaktor beim Hessischen Rundfunk, aber dann zog es ihn wieder in die Selbständigkeit. Bereits im Juli 1963 entschloss er sich, sich fortan als freier

Schriftsteller durchzuschlagen, und das ist ihm zu unser aller Nutzen und Frommen in den letzten 45 Jahren auch aus Beste gelungen.

Mit Sprachbewegungen, die auf den ersten Blick so steif sind wie die Hüte seiner Protagonisten, doch unter der glatten Oberfläche Aberwitz und Chaos verraten, hat Ror Wolf uns eine so sanfte wie unerbittliche Prosawelt geschenkt, die in ihrer eigenen magischen Zeit steht. Dafür zeichnen wir ihn heute mit dem Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg aus. Unsere besten Wünsche begleiten den Autor, und wir erhoffen uns, während in Basel nun hoffentlich hüben wie drüben die Tore fallen, von ihm noch manchen neuen Text. Schliesslich hat er selbst geschrieben:

*Waldmann hat, das wissen wir, zuweilen
den Personen etwas mitzuteilen.*

Und an anderer Stelle:

*Waldmann hat in seinen Manteltaschen
Dinge, um die Welt zu überraschen.*

Lieber, verehrter Ror Wolf, wir freuen uns auf zahlreiche weitere
Überraschungen aus Ihrer Denk- und Schreibwerkstatt.

Ihnen, meine werten Damen und Herren, danke ich sehr herzlich für Ihre
Aufmerksamkeit.